

Bis Erich die Tür der Casa Monte Tabor aufschloss, war es weit nach Mitternacht. In Berlin hatte es unterdessen den ersten Toten gegeben. Keine zwölf Stunden nach Hitlers Machtergreifung war der Mördersturm 33 durch die Wallstraße gezogen, auch minus zehn Grad hatten den berüchtigten SA-Trupp nicht abhalten können. Ein Polizist, der telefonisch Hilfe anfordern wollte, wurde von einer Kugel in der Brust getroffen und starb kurz darauf im Hildegard-Krankenhaus.

Erich war vom Verbano in die Nelly-Bar unten am See gewechselt, wo er ein riesiges Stück Fleisch verzehrt und sich von den Fettaugen der Soße hatte anstarren lassen, hatte sich die Wärme und die Stimmen im Lokal wie einen Mantel umgelegt und sein verschwommenes Spiegelbild in der Scheibe betrachtet. Jetzt stand er im Flur seiner Villa, das Manuskript von *Pat* unter dem Arm.

Stille. Abgestandene Luft. Ein Geschmack von Keller auf der Zunge, von schlecht gelagerten Kartoffeln, von Feuchtigkeit, die ins Mauerwerk dringt. Der Geruch war ihm vertraut. Es war der Geruch von Räumen, in denen man sich nicht zurecht fand, wenn man nachts erwachte, von Türen, die ins Ungewisse führten, einer Kindheit ohne festen Ort. Es würde Tage dauern, ehe er dem Haus die Kälte ausgetrieben hätte. Er musste den Kamin in Gang bringen. Feuer im Kamin hieß ja auch immer, sich niederlassen dürfen. Das steckte im Menschen seit Jahrtausenden.

Die in einer Weinkiste gestapelten Zeitungen waren feucht, das Papier wellig. Erst beim zweiten Versuch griffen die Flammen auf das Stückholz über und leckten lange genug

an den Scheiten, um sie in Brand zu setzen. Erich fühlte sich wie ein Eindringling in den eigenen vier Wänden.

In der Linken eine Zigarette, in der Rechten den Glasaschenbecher, blickte er auf den See hinaus. Vereinzelte Lichter auf der anderen Seite, die Scheinwerfer eines Autos, das die Uferstraße entlangkroch.

Er spürte etwas von sich abfallen, ein Nachlassen. Sollte er am Ende froh darüber sein, Ruths Drängen nachgegeben und so überhastet seine Stadt und sein Land verlassen zu haben?

»Ich werde nie wieder jemanden so lieben wie dich.«

Zwei Jahre war es her, dass sie diese Worte zu ihm gesagt hatte. Eine Feststellung. Mit zweiundzwanzig. Wie konnte man so jung so gut über sich und seine Gefühle Bescheid wissen?

Und dann: »Ich werde mich scheiden lassen.«

Was sollte er dazu sagen? Die Affäre mit Ruth war aufregend und intensiv, zum einen, weil Ruth Ruth war, zum anderen, weil es eine Affäre war. Auch wollte Erich nicht die Schuld an einer zerstörten Ehe tragen. Andererseits hatte er selbst gerade die Scheidung von Jutta hinter sich. Viel verändert hatte sich dadurch nicht. Vielleicht waren Ehen generell überschätzt. Und Scheidungen eben auch.

»Ich kann nicht mit einem Mann verheiratet sein, den ich nicht so liebe wie dich«, hatte Ruth erklärt. »Und da ich keinen Mann so lieben kann wie dich, kann ich nur mit dir oder gar nicht verheiratet sein.«

Der Beginn ihrer Beziehung markierte zugleich den Beginn ihres Endes. Ruth war so leidenschaftlich wie fordernd, und je stärker sie auf Erich einzuwirken versuchte, je mehr sie einforderte, umso mehr entfernte er sich von ihr.

Vergangenen Sommer hatte er ihr einen ausufernden Brief geschrieben, hatte lange über dem Papier verharret, eine ganze Flasche Wein getrunken, ein Opfer dargebracht, hatte

den Brief erst mit Bleistift vor- und dann mit Füller abschrieben:

... vielleicht kann ich nicht lieben, ja, geh weg von mir, mach Dich los, ich taue nicht für einen Menschen, der ungestüm und unbedenklich sich einsetzt und sich hineinwirft, ich bin halb, ich bin nie ganz da, ich bin zu wenig, ich nehme nur und gebe nichts ...

Viel verändert hatte sich auch dadurch nicht.

Wo sie jetzt war? Erich versuchte sich zu erinnern. War sie am Abend in einer von Holländers Revuen aufgetreten, saß in diesem Moment mit ihren Kolleginnen bei Schwannecke zusammen und redete über Hitler, und dass er jetzt in der Reichskanzlei saß? Dachte sie an ihn, und spürte sie, dass er an sie dachte? Allmählich, wie ein Verdacht, breitete sich die Wärme im Kaminzimmer aus. Die Scheite zischten. Eine letzte Zigarette, dann würde er sich hinlegen.

Ruth war es auch gewesen, die ihm zum Kauf der Casa Monte Tabor geraten hatte. Genaugenommen hatte sie die Villa für ihn ausgesucht. Und natürlich war er ihrem Rat gefolgt. Bei der Frage nach der Einrichtung hatte er ihr gar nicht mehr hineinzureden gewagt, hatte dankbar alles ihr überlassen, die Möbel, die Teppiche, die Lampen. Sie war so viel sicherer in Geschmacksfragen. Er bewunderte ihre Weltläufigkeit, die Selbstverständlichkeit, mit der sie durch ihr Leben schritt.

Er selbst würde immer ein Hineingeworfener bleiben, trotz seines Erfolgs, seiner Villa, des Autos und der Kaschmirschals. So teuer konnten die Zigarren und der Wein nicht sein, dass die Thomas Manns und Bertolt Brechts dieser Welt ihn nicht dahinter erkannt hätten. Alles Staffage. Sie würden niemals aufhören, die Nase über ihn zu rümpfen, würden

ihren Hochmut stets nur mit so viel Jovialität bemänteln, dass er dem genauen Beobachter nicht entging.

Die Schriftstellerei hätten sie ihm verziehen, den Erfolg niemals. Dreieinhalb Millionen Exemplare in 18 Monaten. Selbst sein zweiter Roman, *Der Weg zurück*, hatte alle anderen Veröffentlichungen des Jahres mühelos in den Schatten gestellt. Kästner, Feuchtwanger, Zweig, Werfel, Tucholsky, alle hatten vorletztes Jahr neue Romane ins Rennen geschickt. Mit *Der Weg zurück* konnte keiner von ihnen auch nur über die halbe Distanz mitgehen. Sechs Monate nach Erscheinen bereits in 25 Länder verkauft. Sie mussten ihn hassen.

Er öffnete die Tür, trat in die Nacht hinaus, auf die Terrasse über dem See. Kein Wind, kein Nebel, Atemwolken vor dem Gesicht. Die Berührung seiner Hand mit dem Gelände zog ihm die Wärme aus den Fingern. Bis nach Italien ging der Blick, die Grenze irgendwo im See, unsichtbar, eine Behauptung.

Der Erfolg war ihm nicht bekommen. Und ein besserer Mensch war er durch ihn auch nicht geworden. Luxus, mehr nicht. Ein schönes Haus, glänzende Jetons im Casino von Monte Carlo.

Das Manuskript von *Pat* lag neben der Remington auf dem Tisch. Damals, als Erich den Roman in Angriff genommen hatte, hatte er diese Sehnsucht schon einmal formuliert, in einem Brief an Emil Ludwig.

*Ich möchte etwas Geschlossenes, Klares, Positives werden,
aber es ist schwer, und manchmal glaube ich, es sei zu spät.*

Vielleicht war es noch nicht zu spät, jetzt, da er alles abgestreift hatte, womit er sich sonst so erfolgreich von sich und seiner Arbeit ablenkte. Er liebte seine Künstlereinsamkeit, doch sobald er sich in sie hineinbegab, krochen die Dämo-

nen aus den Ecken. Aber nur dann war er gut. Er musste in Gefahr schweben, wenn er verstehen wollte, worum es ihm beim Schreiben wirklich ging. Vielleicht konnte ihm jetzt etwas Großes gelingen. Der See, die Schönheit. Während man in Deutschland den Verstand verlor.

Er drückte die Zigarette aus. Das Manuskript würde er ruhen lassen, ein paar Tage, eine Woche, sich in sich selbst einfinden, hoffentlich.

Mit der Wärme kam die Müdigkeit, schwer, dehnte sich aus. Erich legte genug Holz nach, um sicher zu sein, am Morgen noch Glut vorzufinden, zog die Schuhe aus. Den Mantel behielt er an. Den Koffer könnte er später aus dem Wagen holen, keine Eile jetzt. Danke, Ruth. Mach's gut. Und gib auf dich acht.

Emil Ludwig stand draußen auf der Terrasse, die Arme ausgebreitet, ehrlich empfundene Freude im Gesicht.

»Da sind Sie also!«, rief er. Als sei er seit Stunden auf der Suche nach ihm.

Erich kniff die Augen zusammen. Dem Stand der Sonne nach musste es gegen Mittag sein. Was war mit dem Vormittag geschehen? Auf dem Sofa liegend hatte er beobachtet, wie die Sonne dem Monte Gambarogno erst einen Heiligenschein aufgesetzt hatte, um kurz darauf über ihm aufzusteigen, doch die Stunden seither? Erich erinnerte sich, den Koffer aus dem Lancia geholt und am Fuß der Treppe abgestellt zu haben. Wo er noch stand, unangetastet, und den Weg ins Obergeschoss versperrte.

Die Freude über Emils Besuch überraschte Erich. Unangekündigt. Wo es doch neuerdings überall Telefon gab. Hier, in Ascona, waren sie Nachbarn. Vergewisserung, darum ging es. Für sich sein, immer gerne. Allein sein, immer schwierig.

Emil hatte zugelegt. Das Sakko spannte über dem Bauch. Es stand ihm überraschend gut, verlieh ihm Gravität.

»Lassen Sie mich raten«, sagte Erich, »Engler hat es Ihnen gesteckt.«

Engler war der Bäcker im Dorf, jeden Morgen um halb fünf auf den Beinen. Und über alles unterrichtet, was in Ascona vor sich ging.

»Es hätten ebenso gut der Fleischer oder der Friseur sein können«, erwiderte Emil. »Das halbe Dorf weiß, dass Sie wieder da sind. Aber so elend, wie mir berichtet wurde, sehen Sie gar nicht aus.«

»Tröstlich ... Kommen Sie herein.«

Emil spannte den Brustkorb: »Kommen Sie lieber heraus, das Wetter ist ein Geschenk!«

Erich setzte einen Fuß auf die Terrasse, blickte in den Himmel. Makellos, wie ein perfekter Gedanke.

»Ein Spaziergang«, überlegte er. Körperliche Bewegung an frischer Luft. Vielleicht würde es helfen, wogegen auch immer. »Kommen Sie wenigstens *kurz* herein. Ich ziehe mir schnell ein frisches Hemd an.«

Emil trat an ihm vorbei ins Kaminzimmer. Umständlich öffnete Erich den Koffer, zog ein Hemd und frische Unterwäsche heraus.

»Haben Sie es mit dem Rücken?«, fragte Emil.

Ludwig spielte auf den Koffer an. Warum sonst hätte Erich ihn hier unten stehen lassen sollen? Das Hemd in der Hand stieg Erich über ihn hinweg und die Treppe ins Obergeschoss hinauf.

»Irgendetwas in mir scheint noch nicht akzeptiert zu haben, dass ich jetzt hier sein soll«, rief er.

Als er kurz darauf wieder herunterkam, fand er Emil über sein Manuskript gebeugt, die Hände auf dem Rücken verschränkt. Die Deckenbalken knackten, das Haus erwachte langsam.

Emil warf ihm einen fragenden Blick zu.

»Abgeschlossen.« Den Krawattenknoten zur Hälfte gebunden, hielt Erich inne. »Dachte ich jedenfalls bis gestern.«

»Und was ist in der Zwischenzeit passiert?«

»In der Zwischenzeit ...« Gute Frage. »Es scheint, als seien meine Gewissheiten irgendwo in den Bergen aus dem Wagen geweht worden.«

Sie gingen entlang der Via Moscia, Ascona im Blick, Schneezungen auf den Uferwiesen. Die Dächer leuchteten ihnen entgegen. Als hätte sich das Dorf ihretwegen den Sonntagsstaat angelegt.